

JOHANNA GEHMACHER / SOPHIA KEMLEIN / ELIZABETH HARVEY

EINLEITUNG

Die Farbe Rot dominiert das Titelbild dieses Buches. Sie steht mit zwei Balken für die Weltkriege, zwischen denen zwei Jahrzehnte Geschichte wie eingeklemmt erscheinen. In dieser Zeitspanne sind die Beiträge unserer Publikation verortet, gleichzeitig weisen sie aber starke Bezüge zum 19. Jahrhundert auf – ebenso wie das Plakat zwischen den Balken, das 1930 zur Erinnerung an den polnischen Aufstand von 1830/31 entworfen wurde. Der Mann, mit faltigem Gesicht und in der Uniform der Aufständischen, könnte hier die Traditionen symbolisieren, an welche die Menschen trotz gesellschaftlicher und politischer Umbrüche gebunden blieben; die Frauenfigur mit nackter Brust und geschwungenem Schwert dagegen erscheint, in kräftigem Rot und nur durch wenige Striche begrenzt, als Amazone und zeitloses Symbol des Kampfes. In Verbindung mit der Aufschrift „Hundertster Jahrestag des Aufstandes des bewaffneten Volkes/der bewaffneten Nation“ zeigt die Komposition von Frauen- und Männerfigur, dass „Nation“ ebenso wie „bewaffneter Kampf“ keineswegs nur männlich konnotiert waren, sich aber in sehr unterschiedlichen Geschlechterbildern äußern konnten.

Kontexte

Damit sind bereits mehrere Fragestellungen angeschnitten, die in diesem Buch behandelt werden und zuvor auf einer Konferenz im Mai 2000 in Obory bei Warschau diskutiert wurden.¹ In Anknüpfung an neuere Ansätze der Nationalismusforschung gehen die Herausgeberinnen davon aus, dass Nationen keine gegebenen Einheiten, sondern historische Konstrukte dar-

¹ Die Konferenz fand auf Einladung des Deutschen Historischen Instituts Warschau statt, Mitveranstalter war das Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien. Für Konzeption und Organisation dieser Tagung waren Johanna Gehmacher und Sophia Kemlein verantwortlich. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer vertraten fünf Disziplinen und kamen aus neun Ländern. Vgl. die Konferenzberichte von ANKE BOTHFELD in: *femina politica. Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft* 9 (2000) H. 2, S. 166–167 und GABRIELE CZARNOWSKI in: *Bulletin Deutsches Historisches Institut Warschau* 8 (2001), S. 66–70.

stellen, die auf idealisierenden Vergegenwärtigungen der Vergangenheit, Gemeinschaftskonzepten und Feindbildern basieren und der Dekonstruktion bedürfen. Die feministische Forschung hat deutlich gemacht, dass Geschlecht als grundlegende und notwendige Kategorie ein Schlüsselement zur Analyse von Nationskonzeptionen und Nationalismen darstellt. Dies wird inzwischen von weiten Kreisen der Geschichtswissenschaft anerkannt und auch eingefordert, aber besonders in Bezug auf den ost- und ostmitteleuropäischen Raum wenig umgesetzt.² Dieser Sammelband will nun nicht nur punktuell eine Forschungslücke schließen, sondern auch die Möglichkeit zum diachronen Vergleich bieten, indem er chronologisch wie thematisch an die Publikation „Geschlecht und Nationalismus in Mittel- und Osteuropa 1848-1918“ anknüpft.³

Die Vernetzung von Fragestellungen und Perspektiven aus teilweise sehr unterschiedlichen Wissenschaftstraditionen sehen wir als wichtiges Ergebnis der diesem Band vorangegangenen Tagung an. Das war möglich, weil die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bereit waren, gerade die unterschiedlichen Forschungskontexte ernst zu nehmen. Aus dieser Haltung und den Ergebnissen der Tagung ist das besondere Anliegen dieses Bandes abgeleitet, nicht nur unterschiedliche Perspektiven zu präsentieren, sondern möglichst auch eine große Dichte von Bezügen zwischen den einzelnen Beiträgen herzustellen. Unsere Einleitung und zwei ausführliche Kommentare sollen daher Verbindungen zwischen den Texten aufzeigen, aber auch Differenzen, die sich im Vergleich der Fallbeispiele und der Forschungszusammenhänge ergeben.

Der Band gliedert sich in zwei Teile mit unterschiedlichen inhaltlichen Schwerpunkten. Im ersten Abschnitt steht die Aushandlung von Geschlechterverhältnissen in den neuen, nationalstaatlich konstituierten politischen Einheiten im Zentrum, der zweite Abschnitt thematisiert die Bedeutung und Veränderung von Geschlechterbildern in Nationalisierungsprozessen. Diese Gliederung ist zum Teil aus den Fragestellungen der Tagung erwachsen, zum Teil spiegelt die Einordnung der Texte in den ersten oder zweiten Abschnitt auch die Interessen der Kommentatorinnen (*Kerstin S. Jobst, Elizabeth Harvey*) wider. Die gemeinsame Diskussion in Obory hat deutlich

² So auch der Tenor der Einleitung von ULRIKE VON HIRSCHHAUSEN/JÖRN LEONHARD, Europäische Nationalismen im West-Ost-Vergleich: Von der Typologie zur Differenzbestimmung, in: Nationalismen in Europa. West- und Osteuropa im Vergleich, hrsg. von ULRIKE VON HIRSCHHAUSEN/JÖRN LEONHARD, Göttingen 2001, S. 11-45.

³ Hrsg. von SOPHIA KEMLEIN (Einzelveröffentlichungen des DHI Warschau 4), Osnabrück 2000. Zu Themenwahl und Anliegen der Tagungen, die im Rahmen des Schwerpunktes Historische Frauen- und Geschlechterforschung am DHI Warschau vorbereitet wurden, vgl. die Einleitung von SOPHIA KEMLEIN, ebd., S. 7ff.

gemacht, wie wenig eine eindeutige Zuordnung zu diesen beiden Themenblöcken möglich ist. Vielmehr hat die Auseinandersetzung mit den einzelnen Beiträgen eine Vielzahl von Verbindungen zwischen diesen beiden Aspekten zutage gefördert; weitere Kriterien, die eine andere Zuordnung zur Folge gehabt hätten, wären denkbar gewesen und werden in den kommentierenden Texten diskutiert.

Die Konferenzbeiträge von Martha Bohachevsky-Chomiak, Myroslava Diadiuk, Anna Żarnowska und Bożena Chołuj sind in diesem Band nicht enthalten, sollen hier aber kurz skizziert werden. *Martha Bohachevsky-Chomiak (Washington DC)* formulierte einleitende Thesen zum Verhältnis von Feminismus und Nationalismus. Sie wies auf die Affinitäten der beiden Konzepte hin, diagnostizierte aber zugleich die wesentlich größere paradigmabildende Kraft des Nationalismus, der sie die mangelnde Fähigkeit von Feministinnen gegenüberstellte, ihre Version des Nationalismus durchzusetzen. Ihre optimistisch formulierten Thesen zum demokratischen Potenzial des Nationalismus und der Funktion des Feminismus für eine Gesellschaft wurden auf der Tagung durchaus kontrovers diskutiert. *Myroslava Diadiuk (Lemberg)* hob in ihrem Beitrag zur Politisierung der ukrainischen Frauenbewegung in der Zwischenkriegszeit die enge Verbindung zwischen Frauen- und Nationalbewegung hervor und führte diese auf die Nichtexistenz eines eigenen Staates zurück. Die Aktivistinnen der ukrainischen Frauenbewegung innerhalb Polens seien in den Dienst der Nationalbewegung gestellt worden – etwa zur Mobilisierung des weiblichen Elektorats vor den Sejmwahlen. Dieser Vorgang hatte nach den Ausführungen von *Dobrochna Kałwa* in diesem Band seine Parallelen auf der polnischen Seite.

Die Chancen und Grenzen politischer Partizipation von Frauen in der Zweiten Polnischen Republik lotete *Anna Żarnowska (Warschau)* aus.⁴ Sie fragte danach, in welchem Maße im wiedererrichteten polnischen Staat Bedingungen geschaffen worden seien, die den Frauen jenseits der erlangten politischen Rechte zur Gleichstellung verholfen hätten, und kam zu dem Schluss, dass der Einfluss der katholischen Kirche und der weiterhin dominanten patriarchalischen Traditionen die Frauen daran gehindert habe, die neuen Möglichkeiten einer Beteiligung am öffentlichen Leben auszuschöpfen.

Bożena Chołuj (Warschau, Frankfurt/Oder) ging in ihrem kommentierenden Beitrag den Verstrickungen des Feminismus in den Strukturen der

⁴ Der Beitrag ist in erweiterter Form bereits auf Polnisch erschienen: ANNA ŻARNOWSKA, Obywatelki II Rzeczypospolitej (Bürgerinnen der Zweiten Republik), in: Równe prawa i nierówne szanse. Kobiety w Polsce międzywojennej (Gleiche Rechte, ungleiche Chancen. Frauen im Polen der Zwischenkriegszeit), hrsg. von ANNA ŻARNOWSKA/ANDRZEJ SZWARC, Warszawa 2000, S. 287-297.

Macht nach. Ausgehend von der Überlegung, dass es wohl Staaten ohne Feminismus, aber keinen Feminismus ohne Staat oder Nation gebe, der Feminismus also offenbar einen (rechtlichen) Rahmen brauche, plädierte sie für einen subversiven Umgang mit der Kategorie Nation: Nicht die Nation müsse zum Ausgangspunkt feministischer Forschung gemacht werden, sondern das Interesse der Frauen, etwa auch an einem Engagement für nationale Projekte.

Die Beiträge von *Dobrochna Kałwa*, *Alicja Kusiak*, *Marike Werner*, *Elżbieta Ostrowska* und *Joanna Szwajcowska*, die teilweise bei der Tagung in Obory als Diskutantinnen mitwirkten, wurden aus thematischen Gründen zusätzlich aufgenommen.

Zeit/en

Der Buchtitel „Zwischen Kriegen“ nimmt, und das unterstreicht die Graphikerin mit ihrer Gestaltung des Titelbildes, eine historiographische Perspektive ein, die explizit über die Erfahrungshorizonte der Zeitgenossen und Zeitgenossinnen hinausweist. Die Zwischenkriegszeit war eine kurze und in vieler Hinsicht „fragile“ Zeitspanne: Nach dem Ersten Weltkrieg waren die Menschen mit neuen gesellschaftlichen und politischen Bedingungen konfrontiert, die allerdings keineswegs starr waren, sondern diskutiert und in Frage gestellt wurden, beweglich blieben – um dann mit dem Zweiten Weltkrieg abermals umgeworfen zu werden.

Wenn einerseits aus der Destruktion des Krieges ein neuer Anfang erwachsen kann, so ist andererseits der Rückgriff in die Zeit „vor dem Krieg“ daneben immer präsent. Für Deutschland sind die beiden Weltkriege kürzlich als Bezugspunkte gewählt worden, die Geschlechterverhältnisse erneut in diesem Spannungsverhältnis von Umsturz und Beharrung zu diskutieren.⁵ Wahlrecht, breiterer Zugang zu Universitäten und Arbeitsplätzen außerhalb des Hauses – Errungenschaften, die Frauen in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg mit vielen ihrer osteuropäischen Geschlechtsgenossinnen teilten – erschienen schon den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen als Indizien einer Umkehrung der Geschlechterhierarchien, und die Forschung ist ihnen in dieser Sichtweise lange gefolgt.⁶ Inzwischen zeigt sich das Bild differenzier-

⁵ Heimat – Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, hrsg. von KAREN HAGEMANN/STEFANIE SCHÜLER-SPRINGORUM (Geschichte und Geschlechter; 35), Frankfurt a.M., New York 2002.

⁶ Vgl. dazu den Beitrag von BIRTHE KUNDRUS, Geschlechterkriege. Der Erste Weltkrieg und die Deutung der Geschlechterverhältnisse in der Weimarer Republik, in: ebd., S. 171–187.

ter – die Geschlechterverhältnisse erwiesen sich in mancher Hinsicht als sehr stabil. Die Fragilität des „Neuen“ mag den Wunsch nach historischer Verankerung gefördert und auch zur Festigung traditioneller Geschlechterbilder und -verhältnisse beigetragen haben.

Damit ist gleichzeitig ein zentrales Charakteristikum des nationalistischen Diskurses angesprochen, das auch in den Beiträgen dieses Bandes eine wichtige Rolle spielt: die Verbindung von Kontinuitätsbehauptung und Anspruch auf Neuentwurf. So sehr die Autorinnen das „Neue“ der Situation nach dem Ersten Weltkrieg immer wieder hervorheben, so breit ist ihre Auseinandersetzung mit den offenbar massiv auftretenden Kontinuitätskonstruktionen, die ihr „Material“ vorwiegend aus dem 19. Jahrhundert beziehen. Dies gilt für alle Beiträge zu polnischen nationalen Projekten (*Dobrochna Kałwa*, *Claudia Kraft*, *Dietlind Hüchtker*, *Elżbieta Ostrowska*/*Joanna Szwajcowska*, *Alicja Kusiak*), aber auch zum „Jugoslawismus“ (*Andrea Feldman*) und den nationalen Projekten der weißrussischen Minderheit in Polen (*Elena Gapova*). Selbst der Diskurs um die „Neue Frau“ in der Sowjetunion kommt nicht ohne die Bezugnahme auf literarische Quellen aus früheren Jahrhunderten aus – und zementiert damit die Geschlechterverhältnisse als vermeintlich überhistorische Konstante (*Tatiana Osipovich*). Die Heimatdiskurse, die anhand deutscher Zeitschriften (*Angela Koch*) und Romane (*Marike Werner*) diskutiert werden, basieren ebenfalls auf idealisierenden Konzepten der Vergangenheit. Dort, wo Erinnerung und Gedächtnis explizit zum Gegenstand der Analyse gemacht werden, wird besonders deutlich, dass nationalistische Diskurse Vergangenheit nicht nur konstruieren, sondern immer auch spezifische Aspekte ausblenden. *Alicja Kusiak*, die in ihrem Essay die Instrumentalisierung der historischen Positionierung von Frauen für die polnische Nationalgeschichte thematisiert, liest „Geschichte als Spektakel“. *Dietlind Hüchtker* untersucht die „Arbeit des Vergessens“ angesichts der konsequenten Ausblendung jener Aspekte aus der Geschichte der galizischen Unabhängigkeitsbewegung bzw. Frauenbewegung, die einer glatten Einschreibung in den polnischen Nationalmythos der Aufstandsgeschichte zuwiderlaufen würden. Beide Beiträge machen auf unterschiedlichen Ebenen deutlich, wie sehr Geschichtsbewusstsein geschlechtlich codiert ist. Sie zeigen zudem, dass es nicht ausreicht, die Ausblendung von Frauen oder die Anwesenheit historischer Frauenfiguren in historiographischen Texten zu thematisieren, sondern dass es darüber hinaus auch gilt, die jeweilige Funktion solcher Darstellungsstrategien zu analysieren.⁷

⁷ Für einen Versuch, Geschichtskonstruktionen geschlechtergeschichtlich zu analysieren vgl. zuletzt auch: *Geschlechtergeschichte des Politischen: Entwürfe von Geschlecht und Gemeinschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. von GABRIELE BOUKRIF u.a., Münster 2002.

Räume, Geographien

Nationale Identitäten werden nicht nur auf eine wie auch immer konstruierte Vergangenheit bezogen, sondern auch auf Landschaften und Territorien. Diese imaginären Territorien waren mit den nach dem Ersten Weltkrieg errichteten Nationalstaaten kaum jemals kongruent, sondern überlappten sich und standen so im Widerspruch zur Nationalstaatsidee. Die Thematisierung von Wahrnehmungen des Raums ist deshalb zu einem wichtigen Aspekt der Nationalismusforschung geworden. In diesem Band wird er von *Ann-Catrin Östman* aufgenommen, die in ihrem Beitrag zur schwedischsprachigen Minderheit in Finnland zeigt, wie die Sprachgrenze als Ort der Affirmation schwedischer Männlichkeit konzipiert wurde. *Angela Koch* analysiert die Assoziationen von Raum und Geschlechterbildern. Sie untersucht am Beispiel des antipolnischen Diskurses in deutschen revisionistischen Zeitschriften, welche Funktion Geschlechtermetaphern bei der Darstellung der an Polen abgetretenen Gebiete als Teile eines nationalen Raumes übernahmen. *Marike Werner* setzt die Darstellung von Geschlechterverhältnissen in deutschen Grenzlandromanen mit den Wahrnehmungsmustern der polnischen und französischen Nachbarnationen in Beziehung.

Die beiden Beiträge zum deutschen nationalistischen Diskurs ziehen mit ihren antipolnischen Feindbildern Verbindungslien nach Polen, und das ist kein Zufall. Das Schwerpunkt der in diesem Band versammelten Fallbeispiele liegt auf Polen, weil es sich wegen seiner Geschichte und geographischen Lage innerhalb unseres Untersuchungsraumes als Ausgangspunkt für Vergleiche besonders anbietet. Zu nennen wäre hier die spezifische Positionierung von Frauen im Mythos der *Matka-Polka* (Mutter-Polin), der die Aufmerksamkeit auf den Konstruktionscharakter von Geschlecht lenkt. *Elżbieta Ostrowska* und *Joanna Szwajcowska* stellen die Genese dieses Mythos im 19. Jahrhundert in ihrem Beitrag ausführlich dar, bevor sie die Repräsentationen der *Matka-Polka* in einem Film der Zwischenkriegszeit analysieren und damit seine kontinuierliche Wirkungsmacht über das 19. Jahrhundert hinaus belegen. Diesen Befund bestätigen mehrere Autorinnen auf anderen Ebenen: *Alicja Kusiak* für die polnische Historiographie, *Claudia Kraft* für den Diskurs um ein neues Ehorecht in der Zweiten Polnischen Republik und *Dobrochna Kałwa* für die Aktivistinnen des polnischen nationalen Lagers. Hervorgehoben wird dabei von allen Autorinnen der (stabilisierende) Einfluss der katholischen Kirche, so dass hier die Verknüpfung von Nation, Konfession und Geschlecht als Thema zumindest angeschnitten ist. Ausführlicher werden die drei Kategorien von *Martin Schulze Wessel* für den Parallelfall Tschechoslowakei in Beziehung gesetzt, wo die Gründung der Tschechoslowakischen Kirche mit der Forderung nach der Abschaffung

des Zölibats und der Einordnung der Priester in ein bürgerlich-nationales Männlichkeitsmodell einherging.

Des weiteren wird der Blick auf die Differenz zwischen Staat und Nation gelenkt, weil Polen ebenso wie die meisten der hier behandelten Nationen im 19. Jahrhundert über keinen eigenen Staat verfügte. Gleichzeitig ist damit die Problematik der großen Minderheiten nach 1918 angeschnitten, die für die ostmitteleuropäischen Staaten charakteristisch ist – auf beide Aspekte kommen wir im nächsten Abschnitt ausführlicher zurück.

Polen weist schließlich mit den großen Minderheiten und dem großen Einfluss der katholischen Kirche wichtige Unterschiede zum sonst in der Nationalismusforschung viel bemühten Modell Frankreich auf. Wir diskutieren hier ost- und mitteleuropäische Fallbeispiele gemeinsam, um neue Vergleichs- und Differenzierungsmöglichkeiten untereinander und zu westeuropäischen Entwicklungen zu eröffnen. Keineswegs ist es hingegen unser Anliegen, einen mit diesen topographischen Begriffen angesprochenen Raum in irgendeiner Weise „abzudecken“. Unser Interesse zielt darauf, Begriffe und theoretische Konzepte, die – mit wenigen Ausnahmen – in der feministischen Forschung wie in der Nationalismusforschung stark von Kontexten außerhalb Mittel- und Osteuropas geprägt sind, auf ihre Tragfähigkeit für die hier vorgestellten Beispiele hin zu überprüfen. *Kerstin S. Jobst* hat die Auseinandersetzung mit dieser Frage in den Mittelpunkt ihres Kommentars gestellt.

Neue Staaten/Ohne Staat

Alle Beiträge unseres Bandes beziehen sich entweder auf neu- bzw. wiederbegründete Staaten (Finnland, Polen, Tschechoslowakei, Jugoslawien) oder auf Staaten, die massive politische und gesellschaftliche Umwälzungen erfahren haben (Sowjetunion, Deutsches Reich). An den Gruppen, die nicht staatlich konstituiert sind, zeigt sich die umstürzende und auch zerstörerische Wirkung des durchgesetzten nationalstaatlichen Anspruchs: „The Nation produces the borders (and vice versa), the non-nation and the marginal nation.“⁸ Das nationale Prinzip macht aus großen Gruppen Minderheiten, die nun um die Inklusion (sei es als eigene Gruppe oder als assimilierte Individuen) in die Nation kämpfen müssen. Deutlich wird dies etwa in der Debatte um die Staatsbürgerschaft von Minderheitenangehörigen und Frauen in der Zweiten Polnischen Republik (*Claudia Kraft*). Wo die Minderheiten sich nicht einer dominanten Gruppe assimilieren, können sie sich (fast) nur

⁸ RADA IVEKOVIĆ/JULIE MOSTOV, Introduction, in: *From Gender to Nation*, hrsg. von RADA IVEKOVIĆ/JULIA MOSTOW, Ravenna 2000, S. 9-25, hier S. 13.

dadurch retten, dass sie differente Identitäten in nationale/ethnische Formen der Repräsentation transformieren. *Gertrud Pickhan* beschreibt dies für die jüdische Arbeiterbewegung in Polen, *Ann-Catrin Östman* für die schwedischen Bauern in Finnland und *Elena Gapova* für die weißrussische Minderheit in Polen. Aus der dominanten Perspektive sind hier in den neuen Nationalstaaten komplexe und ambivalente Konstituierungsprozesse von national legitimierten Institutionen zu beobachten (*Dobrochna Kałwa, Martin Schulze Wessel*).

Zur Disposition steht auch eine Neuordnung der Geschlechterverhältnisse, unter anderem besonders dort, wo wie im zuvor geteilten Polen Rechtsbestände nicht einfach übernommen werden können, weil mehrere unterschiedliche Rechtssysteme zusammengeführt werden müssen (*Claudia Kraft*), oder wie in der Sowjetunion, wo ein Umsturz der gesellschaftlichen Machtverhältnisse vorangegangen ist (*Tatiana Osipovich, Elena Gapova*).

Diese Neuordnung findet freilich vor dem Hintergrund einer zentralen Textstrategie nationalistischer Narrative statt: Als Beleg und Absicherung für die Kontinuität der Nation werden in solchen Narrativen spezifische – vorgeblich traditionelle – Weiblichkeitsbilder eingesetzt. Besonders drastisch und direkt wurde diese Botschaft etwa im Stummfilm *Huragan* von Józef Lejtes vermittelt (*Elżbieta Ostrowska/Joanna Szwajcowska*). Der Mechanismus führt aber auch zu einer Instrumentalisierung bzw. Marginalisierung der Frauengeschichte (*Alicja Kusiak, Dietlind Hüchtker*) oder zu einer Verbindung von Geschlechterstereotypen (Codes) und Nationalstereotypen, die eine Historisierung weiblicher Handlungsräume und Erfahrungen verhindert und explizit antifeministische Effekte haben kann (*Angela Koch, Marike Werner*).

Politische Partizipation

Für die Stabilität von Nationalstaaten ist die Zustimmung wesentlicher Teile der Bevölkerung eine wichtige Voraussetzung. Die politische Partizipation ist daher ein zentrales Prinzip von Nationalstaaten, auch wenn diese nicht notwendigerweise als parlamentarische Demokratien konstituiert sind. Außer in Finnland und in der Tschechoslowakei wurden die parlamentarischen Demokratien in allen hier besprochenen ostmitteleuropäischen Staaten im Laufe der 20er und 30er Jahre durch mehr oder weniger autoritäre Regime ersetzt, in Deutschland übernahmen die Nationalsozialisten 1933 die Macht. Mit dem Prinzip der Partizipation eng verknüpft ist die Herstellung und Festschreibung nationaler Identität, da in nationalstaatlichen Kontexten staatliche Souveränität und Macht durch das Prinzip nationaler Homogenität der Bevölkerung legitimiert ist. Damit gewinnt die Identifikation mit einer Nation an Bedeutung, und mehrfache, einander überlappende kulturelle

Identitäten werden zunehmend problematisch. Die Kategorie Geschlecht durchkreuzt dieses Beziehungsfeld auf mehreren Ebenen. So sind zum einen Konstruktionen nationaler Identität an normativ wirkende Geschlechterkonstruktionen gebunden – definiert wird zugleich immer, was es heißt, ein „Mann“ oder eine „Frau“ in diesem nationalen Kollektiv zu sein. Zum anderen ist politische Partizipation historisch mit Wehrhaftigkeit und damit mit dem männlichen Geschlecht verbunden. Interessen von Frauen werden vor diesem Hintergrund tendenziell als Sonderinteressen ausgegrenzt. Schließlich operieren nationale Diskurse mit ahistorischen mythisierten Frauenbildern als Repräsentationen der Nation. Differenzierte politische Interessen und Partizipationsformen von Frauen sind daher mit Mythen konfrontiert, durch die sie entweder marginalisiert oder vereinnahmt werden – sie müssen sich entweder als Verkörperungen des nationalen Mythos darstellen oder ihre Interessen werden als gegen die Nation gerichtet ausgegrenzt (*Alicja Kusiak, Elżbieta Ostrowska/Joanna Szwajcowska, Angela Koch, Marike Werner*).

In den Staaten Mittel- und Osteuropas, die in diesem Band diskutiert werden, spielte die Frage nach Form und Umfang der politischen Partizipation eine zentrale Rolle – dies betraf sowohl die verschiedenen nationalen Gruppen als auch die Geschlechterverhältnisse. So war die Ausweitung des allgemeinen Wahlrechtes auf die Frauen (nur in Jugoslawien verfügten die Frauen noch nicht darüber) von Ängsten und Unsicherheiten begleitet, und viele Aktivitäten zur Einbindung von Frauen in politische Organisationen dieser Zeit können auch als Reaktion auf diese Ängste interpretiert werden (*Dobrochna Kalwa*). Für Angehörige nationaler Minderheiten stellte sich die Frage, ob und unter welchen Bedingungen sie überhaupt staatsbürgerliche Rechte hatten, und zum anderen, ob sie ihre nationale Zugehörigkeit zu einem Kriterium ihres politischen Engagements machen sollten und inwiefern das ihr Verhältnis zum Staat definierte (*Gertrud Pickhan*). Das Modell der nationalstaatlich formierten Demokratie basiert, das zeigen auch die in diesem Band versammelten Aufsätze, auf Ein- und Ausschlussprozessen entlang den Kriterien Geschlecht und nationale Zugehörigkeit. Phänomene der Ungleichheit sind somit dem demokratischen Projekt der Gleichheit immanent.

Eines der zentralen Themen bei der Auseinandersetzung mit Geschlecht und Nationalität ist daher, wie sich Frauen in den Verteilungskämpfen um politische Partizipation positionieren und welche Strategien sie dabei wählen. Die Legitimation politischer Partizipation von Frauen durch nationale Interessen ist dabei ein durchgängiges Prinzip. So erscheint die Emanzipation von Frauen, wo sie überhaupt zum Thema wird, diskursiv und politisch eingebunden in ein größeres Ganzes, dem Verbesserungen der politischen, ökonomischen und sozialen Situationen untergeordnet werden. Dies lässt sich am

Beispiel der sonst so unterschiedlichen Bedingungen in der belarussischen Sowjetrepublik und in den Organisationen der weißrussischen Minderheit in Polen zeigen (*Elena Gapova*). Diskussionen um die Vereinbarkeit von Frauenbewegungen und nationalen Projekten sowie die Bereitschaft politisch aktiver Frauen, sich in autoritäre Systeme zu integrieren (*Andrea Feldman*), lassen sich ebenso vor diesem Hintergrund interpretieren wie die Einbindung der pazifistischen Aktivistin Hella Wuolijoki in die finnische Nationalbewegung (*Margaret McFadden*).

Die Strategien von Frauen, sich in politische Organisationen zu integrieren, lassen sich zwischen zwei Polen verorten. Da ist zum einen die Konzentration auf „Frauenthemen“ als Konfliktvermeidungsstrategie. Frauen affirmeren damit ihre Besonderheit und letztlich auch die Marginalität der von ihnen vertretenen Interessen, sichern sich aber einen eigenen Raum im Feld der politischen Auseinandersetzung (*Dobrochna Kałwa*). Zum anderen wird die politische Partizipation von Frauen durch die Ausblendung der Geschlechterdifferenz ermöglicht. Dies scheint Frauen zwar ein höheres Maß an Gleichberechtigung zu garantieren, bedeutet aber, dass den Frauen jedes Sichtbarmachen unterschiedlicher Interessen als Abweichung von den politischen Zielen angelastet wird. *Gertrud Pickhan* stellt dies am Beispiel der Aktivistinnen des Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbundes dar.

Eine Reihe von Beiträgen dieses Bandes zeigt, dass die Auseinandersetzungen um die Partizipation von Frauen an der politischen Öffentlichkeit sich mit der ausufernden Produktion normativer Frauenbilder verbinden. Diese Diskurse, an denen sich die unterschiedlichsten politischen und gesellschaftlichen Gruppen mit dem Anspruch auf eine allgemeingültige Norm beteiligen, sind grundsätzlich von Widersprüchen durchzogen. Dies zum einen, weil in ihnen immer wieder eine allgemeine Norm für alle Frauen postuliert wird, Frauen also im Unterschied zu Männern als eine homogene Gruppe definiert werden. Zum anderen kommen hier die – einander widersprechenden – Ziele zum Ausdruck, Frauen dem Modell des männlichen Bürgers anzugeleichen, sie aber gleichzeitig mit besonderen Aufgaben gegenüber der Allgemeinheit auszustatten (*Tatiana Osipovich*, *Elena Gapova*, *Marike Werner*). Diese Form des normativen Diskurses muss sich nicht ausschließlich auf Frauen beziehen. Zwei Beiträge dieses Bandes machen deutlich, dass mit dem Anspruch und Versprechen auf politische Partizipation auch die Propagierung spezifischer Männlichkeitsmuster einhergehen konnte. *Ann-Catrin Östman* zeigt dies am Beispiel von bäuerlichen Männlichkeitsidealen in der schwedischen Minorität in Finnland, *Martin Schulze Wessel* diskutiert ein Männlichkeitsmodell im Kontext der Tschechoslowakischen Kirche. Signifikant ist in diesem Zusammenhang allerdings der viel begrenztere Rahmen der Diskurse: Es ging in den beschriebenen Fällen nicht

um Männer als solche, sondern um kulturell und ökonomisch definierte Gruppen, deren spezifisches Verhältnis zur Nation verhandelt wird.

Transformationen und Ambivalenzen

Als einen „modernen Janus“ hat Tom Nairn die Nation beschrieben, die mit dem einen Gesicht in die Vergangenheit blicke, das andere Haupt aber der Zukunft zugewandt habe.⁹ Gerade für die neuen und wiederbegründeten Staaten Ostmitteleuropas, die gegenüber dem westlichen Europa zudem gegen das Etikett der „Rückständigkeit“ anzukämpfen hatten, ist die Frage nach dem Verhältnis von Modernisierungskonzepten und Ursprungs- und Kontinuitätsmythen von besonderer Bedeutung. Die widersprüchlichen Verbindungen zwischen der Legitimation der Nation über Traditionen- und Kontinuitätskonstruktionen und dem Anspruch auf Veränderung und Zukunftsorientierung hat Anne McClintock als „Zeitanomalie des Nationalismus“ charakterisiert. Sie hat darüber hinaus postuliert, dass diese Widersprüche durch Geschlechterbilder symbolisiert und damit aufgelöst würden – so würden Frauen in Bildern der Nation mit Beharrung, Tradition und Unveränderbarkeit verbunden, während Dynamiken der Modernisierung männlich konnotiert seien.¹⁰ Im Blick auf die in diesem Band diskutierten Kontexte werden allerdings noch weitaus komplexere Geschlechterkonstruktionen sichtbar. So lässt sich am Beispiel der Figur der *Matka-Polka* zeigen, dass nationale Frauenbilder nicht einfach für Tradition – den Erhalt der polnischen Nation –, sondern auch für politische Veränderung – den Befreiungskampf – standen. Beide Seiten der von McClintock beschriebenen ambivalenten Zeitkonstruktion sind damit in einem weiblichen Nationalmythos enthalten. Die Frage, welche Anknüpfungspunkte ein solcher Mythos für Frauen bot und welche Beschränkungen ihrer Handlungsräume daraus erwuchsen, beschreiben *Elżbieta Ostrowska* und *Joanna Szwajcowska* am Beispiel einer filmischen Repräsentation und *Alicja Kusiak* am Beispiel der Funktion von weiblichen Ikonen der polnischen Nation in der Historiographie.

Neben der Konfrontation mit Mythen wie jenem der *Matka-Polka* erlebten Frauen im Zuge der einschneidenden gesellschaftlichen Veränderungen

⁹ TOM NAIRN, *The Break-up of Britain*, London 1977.

¹⁰ ANNE MCCLINTOCK, „No Longer in a Future Heaven“: Gender, Race, and Nationalism, in: *Dangerous Liaisons. Gender, Nation, and Postcolonial Perspectives*, hrsg. von ANNE MCCLINTOCK u.a., Minneapolis, London 1997, S. 89–112, S. 92: „What is less often noticed, however, is that the temporal anomaly within nationalism (...) is typically resolved by figuring the contradiction in the representation of time as a natural division of gender.“

der Kriegs- und Nachkriegszeit auch eine Reihe von Transformationen des Geschlechterverhältnisses, die nur teilweise als Befreiung, vielfach aber auch als Zumutungen im Zeichen der Modernisierung erfahren wurden. Für den sowjetischen Kontext diskutieren dies *Elena Gapova* und *Tatiana Osipovich*. Die dort beschriebenen Ambivalenzen sind auch dem nationalistischen Diskurs immanent. So sind Modernität und Modernisierung ebenso wie Kontinuität und Tradition Konzepte, die in Diskursen um die Nation verhandelt und mit Bewertungen aufgeladen werden. Dabei reicht es nicht aus, den Kontinuitätsanspruch der Nation den auflösenden Kräften der Modernisierung (Industrialisierung, Massengesellschaft, Auflösung traditioneller Solidaritätsgruppen und Familienverbände) gegenüberzustellen – vielmehr ist, wie Ernest Gellner postuliert hat, die Nation selbst ein modernes Konzept zur kulturellen und institutionellen Absicherung industrialisierter Gesellschaften.¹¹ Nicht nur national legitimierte Modernisierungsprojekte wie *Ann-Catrin Östman*, *Martin Schulze Wessel* oder *Claudia Kraft* sie untersuchen, sondern auch Diskurse zur Herstellung einer homogenen und kontinuierlichen Vergangenheit der Nation wie sie *Dietlind Hüchker* und *Alicja Kusiak* darstellen, sind in diesem Kontext zu lesen. Wie nationale Ikonen und Visionen der Modernität in unterschiedlichen Kontexten aufeinander verweisen, diskutiert *Elizabeth Harvey* in ihrem Kommentar.

Zugangsweisen, Fragestellungen

Nationen sind, so die schon eingangs formulierte Grundannahme, diskursiv hergestellte Konstrukte. Insofern ist es nur konsequent, dass die Autorinnen und der Autor sich auf Quellen konzentriert haben, die solche Diskurse spiegeln. Fast alle Beiträge benutzen Zeitschriften als Quelle, manche machen sie überhaupt zum Zentrum ihrer Analyse (*Ann-Catrin Östman*, *Angela Koch*, *Elena Gapova*). Historiographische Texte und Erinnerungsliteratur sind weitere prominente Quellen für die Aufsätze dieses Bandes (besonders *Dietlind Hüchker*, *Alicja Kusiak*, *Gertrud Pickhan*), ebenso fiktionale Repräsentationen der Nation – Romane, Theaterstücke, Filme, Cartoons (*Margaret McFadden*, *Elżbieta Ostrowska* und *Joanna Szwajcowska*, *Tatiana Osipovich*, *Marike Werner*). Einige Beiträge beziehen sich daneben auch auf organisations- und institutionengeschichtliche Materialien wie Korrespondenzen, Sitzungsprotokolle, Denkschriften und Gesetzestexte (*Dobrochna Katwa*, *Margaret McFadden*, *Claudia Kraft*, *Martin Schulze Wessel*). Im Zentrum der Aufsätze dieses Bandes stehen daher diskurstgeschichtliche

¹¹ ERNEST GELLNER, Nationalismus und Moderne, Hamburg 1995.

Fragestellungen, die insbesondere auf die Analyse kultureller Repräsentationen und normativer Setzungen zielen. Sie handeln von Debatten um Konzepte von Weiblichkeit und Männlichkeit in den neuen oder transformierten Gesellschaften (*Elena Gapova, Tatiana Osipovich, Martin Schulze Wessel, Ann-Catrin Östman*), von Auseinandersetzungen um die sozialen Positionen von Frauen und Männern in diesen Gesellschaften (*Andrea Feldman, Dobrochna Kałwa, Claudia Kraft, Gertrud Pickhan, Margaret McFadden*), sie thematisieren die Funktion von Geschlechtercodes und Weiblichkeitskonstruktionen in nationalen Mythen und bei der Herstellung und Repräsentation nationaler Identitäten (*Dietlind Hüchtker, Elżbieta Ostrowska und Joanna Szwajcowska, Alicja Kusiak, Angela Koch, Marike Werner*).

Diese Schwerpunkte folgen den internationalen Trends der Forschung zu Geschlecht und Nation, in der literatur- und kulturwissenschaftliche Zugänge immer eine große Bedeutung hatten. Sie spiegeln auch die Geschichte der neueren Nationalismusforschung, in der die Untersuchung kultureller Praktiken im weiteren Sinn einen breiten Raum einnimmt. Wir konnten diese Schwerpunktsetzung bereits bei den Reaktionen auf unseren Call for Papers im Vorfeld der diesem Buch vorangegangenen Tagung beobachten. Gleichwohl macht die Konzentration diskursanalytischer Fragestellungen auch deutlich, dass viele Fragen, die über diese Perspektive hinausweisen, verstärkt zu stellen sind. Das betrifft nicht nur eine breitere Analyse im Bereich der Rechts- und Institutionengeschichte (vgl. den Beitrag von *Claudia Kraft*) und der Geschichte sozialer und politischer Bewegungen (vgl. die Beiträge von *Dietlind Hüchtker, Gertrud Pickhan, Andrea Feldman*), sondern insbesondere auch die Untersuchung konkreter Politiken zur Herstellung nationaler Einheiten – etwa Minderheiten- und Bevölkerungspolitiken, die immer auch als Geschlechterpolitiken zu lesen sind.¹² Nicht zuletzt könnte auch eine differenzierte Auseinandersetzung mit individuellen Identitätskonstruktionen und Erfahrungen auf der Basis von Autobiographien und narrativen Interviews, wie sie bei *Margaret McFadden* und *Elena Gapova* anklingt, ein wichtiges Korrektiv zu aktuellen Schwerpunktbildungen in der Forschung zu Geschlecht und Nation darstellen.

Schließlich sei noch auf eine auffällige Leerstelle in diesem Band hingewiesen, die erstaunen mag und jedenfalls deutungsbedürftig ist: Die Themen „Krieg“ und „Hinterlassenschaft des Krieges“, die sonst in den Forschungen zu Geschlecht und Nation durchaus präsent sind, spielen in den hier versammelten Aufsätzen, die immerhin die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg behandeln, eine höchstens marginale Rolle – und zwar sowohl hinsichtlich

¹² Vgl. zuletzt z.B. die Beiträge von LESLIE K. DWYER und ANGELA MARTIN in: *Gender Ironies of Nationalism. Sexing the Nation*, hrsg. von TAMAR MAYER, London, New York 2000.

der Verarbeitung des Ersten Weltkrieges als auch hinsichtlich autoritärer Entwicklungen im Vorfeld des Zweiten Weltkrieges. Dies wäre, so vermuten wir, bei einem sozial- und/oder erfahrungsgeschichtlichen Zugang ganz anders – der Erste Weltkrieg hat auch in den hier thematisierten Ländern große Verwüstungen angerichtet und brachte für die betroffenen Gesellschaften gravierende soziale Umbrüche mit sich. Die Perspektive auf die Herstellung nationaler Identitäten durch spezifische Kontinuitätskonstruktionen aus dem 19. Jahrhundert blendet diese Aspekte jedoch weitgehend aus: Die Staaten, die sich solche Vergangenheiten schufen, entstanden vielfach erst mit dem Kriegsende – der „Weltkrieg“ war daher national für sie nicht zu besetzen, er wurde auf ihrem Territorium aber von anderen Mächten geführt. Es ist kaum vorstellbar, dass die einschneidenden Veränderungen und sozialen Krisen der Kriegsjahre keine Auswirkungen auf die in den darauffolgenden Jahren entwickelten bzw. affirmierten nationalen Identitäten gehabt haben sollten – diesen Effekten nachzugehen bedarf es offenbar ganz anderer Analyseinstrumentarien als der hier eingesetzten.

Jenseits des nationalgeschichtlichen Dispositivs?

Die Herausgeberinnen, die Autorinnen und der Autor dieses Bandes kommen aus vielen verschiedenen europäischen Ländern und den USA. Nicht nur die Übersetzung zwischen den involvierten Sprachen, sondern auch die Vermittlung zwischen unterschiedlichen Wissenschaftstraditionen waren daher wichtige Voraussetzungen für sein Entstehen. Ein solches Vorgehen ist weitaus aufwändiger als Auseinandersetzungen, die innerhalb eines Sprachraums und einer Wissenschaftssprache stattfinden. Die Mühe hat sich allerdings, wie wir meinen, gelohnt: Gerade die Momente, in denen Differenzen der Wahrnehmungs- und Darstellungsformen sichtbar werden, sind auch jene, in denen es erst möglich wird, durch Kontextualisierungen der – eigenen wie der anderen – Fragestellungen und Thesen den jeweils zuvor eingenommenen Blickwinkel zu verschieben. Erst in der Auseinandersetzung mit solchen Differenzen kann jenes Zusammenspiel zwischen „rooting“ und „shifting“ stattfinden, das Nira Yuval-Davis als Voraussetzung einer transversalen Perspektive benannt hat.¹³ Eine solche Perspektive aber ist, wie zuletzt Ida Blom wieder argumentiert hat, eine wesentliche Bedingung für eine vergleichende Zugangsweise, die gerade im Kontext von Fragen nach

¹³ NIRA YUVAL-DAVIS, *Gender and Nation*, London, Thousand Oaks, New Delhi 1997, S. 92.

Nation, Nationalismus und Nationalität so wichtig erscheint.¹⁴ Eine andere Frage ist, ob der Vergleich *per se* in der Lage ist, das für die Geschichtswissenschaften so grundlegende und gleichzeitig so einengende nationalgeschichtliche Dispositiv zu durchbrechen. Der Widerspruch, an dem sich die neuere Nationalismusforschung abarbeitet, besteht ja nicht zuletzt darin, den Konstruktionscharakter von Nationen, Nationalgeschichten aufgezeigt zu haben und durch die Konzentration auf solche Entwürfe das Konzept der Nation gleichzeitig zu affirmieren. Nur zu leicht kann es dann passieren, dass auf der Suche nach Ähnlichkeiten und Differenzen das, worauf die Frage zielte – die Nation – als gemeinsames Muster der Wahrnehmung übrigbleibt. Bewusste und unbewusste Prozesse der Identifizierung mit einer Nation sollten deshalb ebenso aufmerksam beobachtet wie die Gefahr der Universalisierung national spezifischer historischer Prozesse gesehen werden.¹⁵ Es gilt aber auch wahrzunehmen, dass die Bedingungen dafür, eine distanzierte Position zu den nationalen Kontexten einzunehmen, in denen man sich selbst bewegt, sehr unterschiedlich sein können. Dabei spielen, wie wir gerade auch in der Diskussion mit den Autorinnen und dem Autor dieses Bandes feststellen konnten, nicht nur unterschiedliche Traditionen der Bezugnahme auf die eigene Nation eine Rolle (darauf bezieht sich etwa *Dobrochna Kałwa* in ihren Überlegungen zu den von ihr verwendeten Begriffen), sondern auch aktuelle politische Bedingungen. So ist es unübersehbar, dass nationale Identitäten in Krisen- und Umbruchsituationen eine andere Bedeutung haben als in ökonomisch und politisch relativ stabilen Strukturen.

Die so unterschiedlichen Bedingungen (der Wissenschaft, der Ökonomie und der Politik), die bei einem Zusammentreffen von „westlichen“ und „osteuropäischen“ Forscherinnen und Forschern zutage treten, verleiten zur Schematisierung der Differenzen oder der Gemeinsamkeiten unter den ost-europäischen Staaten. Gleichwohl sollte es, und dafür lassen sich in den hier versammelten Aufsätzen eine Reihe von Argumenten finden, weniger darum

¹⁴ Vgl. IDA BLOM, Gender and Nation in International Comparison, in: Gendered Nations. Nationalisms and Gender Order in the Long Nineteenth Century, hrsg. von IDA BLOM/KAREN HAGEMANN/CATHERINE HALL, Oxford, New York 2000, S. 3-26.

¹⁵ Diese Problematik wird an dem bereits genannten, von KAREN HAGEMANN und STEFANIE SCHÜLER-SPRINGORUM herausgegebenen Band deutlich, der unter dem Titel „Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege“ nur die Situation in Deutschland untersucht und die Perspektiven anderer, an den beiden Weltkriegen beteiligter Staaten weitgehend ausklammert. Der Band ist außerordentlich interessant und die Vielzahl der zu bearbeitenden Fragestellungen mag die Konzentration auf einen nationalen Kontext auch durchaus sinnvoll erscheinen lassen. Gleichwohl werden dadurch möglicherweise anders strukturierte Wahrnehmungen des „Zeitalters der Weltkriege“ in anderen Ländern ausgeschlossen und manche Spezifika der deutschen Gesellschaft bleiben so unsichtbar. Vgl. Heimat – Front (wie Anm. 5).

gehen, nun „Osteuropa“ oder auch die besprochenen Staaten oder Nationalbewegungen als Macht- und/oder Sinneinheiten in besonderer Weise zu legitimieren, sondern vielmehr darum, die historische Situation der Marginalität auch als möglichen Ausgangspunkt einer kritischen Perspektive auf die europäische Geschichte zu verstehen (*Elena Gapova, Kerstin S. Jobst, Dietlind Hüchtker*). In Anknüpfung an Dipesh Chakrabartys Projekt der „Provinzialisierung Europas“ – der Untersuchung der europäischen (Geistes-)Geschichte aus der Perspektive der Kolonisierten außerhalb Europas¹⁶ – könnte die Auseinandersetzung mit historischen Prozessen in Osteuropa auch als Chance begriffen werden, durch den „Blick von der Peripherie“ (*Dietlind Hüchtker*) die Perspektive der Machtzentren in Frage zu stellen.

¹⁶ Vgl. DIPESH CHAKRABARTY, Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference, Princeton, Oxford 2000, S. 16: "European thought is at once both indispensable and inadequate in helping us to think through the experiences of political modernity in non-Western nations, and provincializing Europe became the task of exploring how this thought (...) may be renewed from and for the margins."